

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

86 AUTOREN BETRACHTEN EINEN STAAT

Bilanzen über 30 Jahre Bundesrepublik

Es ist wohl mehr der Zufall der runden Jahreszahl bzw. sich daran hängendes verlegerisches Kalkül, redaktionelle Phantasie oder schriftstellerischer Eifer – und nicht der epochale Einschnitt –, der diese Flut von bilanzierenden oder erinnernden Veröffentlichungen bewirkt hat; denn das «Ende der Nachkriegszeit» konstatierte schon Ludwig Erhard Mitte der sechziger Jahre, die Heraufkunft einer neuen, alle Werte umwertenden Generation wiederum attestierten sich die rebellierenden Studenten Ende der sechziger Jahre.

Zufälligkeit bestimmt damit auch den Charakter, wenn auch nicht die Qualität dieser Publikationen. Die Texte sind, ob wissenschaftlich oder journalistisch, grossenteils ausgezeichnet. Was Graf Krockow¹, zugleich Mitwirkender und Kritiker, über eine der Veröffentlichungen urteilt, gilt für alle:

Die «Reden auf die Republik» versammeln bekannte Namen, von Wolf Graf Baudissin bis Franz Steinköhler, und enthalten – man ist versucht zu sagen: selbstredend – Treffliches zuhauf.

Und er fügt, auch dies allgemein geltend, hinzu:

Freilich, ein wenig ermüden sie auch, als Variationen des immer gleichen Themas: dass unser Gemeinwesen der Kritik bedarf und Verbesserungen fordert, dass es durchaus

nichts Selbstverständliches und in vielem gefährdet ist; dass es gleichwohl sich als erstaunlich stabil erwiesen hat, freiheitlich verfasst ist und deshalb die engagierte Verteidigung lohnt.

Die Zufälligkeit der Entstehung wirkt sich wenn nicht auf Qualität, so doch auf Bedeutung und Aussagekraft dieser selbstdeutenden Beiträge aus. Das erste, was auffällt, betrifft den Umfang: zumeist handelt es sich um Aufsätze, zu Sammlungen vereint, in deren Einleitung behauptet wird, die einzelnen Beiträge fügen sich zu einem einheitlichen, geschlossenen Bild – was nicht zutrifft und angesichts der Selbständigkeit der Autoren auch nicht zutreffen kann. Redaktionelle Abstimmungen und thematische Abgrenzungen ersetzen niemals den grossen Atem einer Idee, die das Werk eines Autors durchzieht. Und ich frage mich, was einen so gedankenreichen und auf seine stilbildende und vorbildgebende Funktion bedachten Mann wie Bundespräsident Scheel² wohl bewogen haben mag, sich als Herausgeber einer solchen Aufreihung –, naturgemäß vorzüglicher Abhandlungen – naturgemäß vorzüglicher Autoren – zur Verfügung zu stellen, so sympathisch auch seine einleitende Erklärung betreffend die veränderte Tonlage der Beiträge klingt:

Da ist weder das Rauschen deut-

scher Eichen, noch das Klirren deutscher Schwerter, noch sonst irgendeine Art von Donnerhall zu vernehmen. Aber es fehlt auch die ätzende Ironie, das Knallen der satirischen Peitsche. Sicher, es gibt Zustimmung und Ablehnung, Unbehagen und auch ein wenig Zufriedenheit. Aber alles ist leiser, privater, bürgerlicher.

Und Scheel verdeutlicht:

Es ist neu in unserer Geschichte, dass man so von einem deutschen Staat sprechen und schreiben kann. Der Staat ist in diesen Büchern kein übergrosser Götze mehr, den man anbeten oder gegen den man in einem heiligen Krieg zu Felde ziehen muss. Der Staat hat menschliche Proportionen angenommen, und so kann man menschlich über ihn reden – auch über seine Fehler.

Vor einigen Jahren überflutete den französischen Markt eine ähnliche Flut von die eigene Nation interpretierenden Büchern. Eröffnungssignal und Schlüsselbegriff lieferte Alain Peyrefitte, noch heute Justizminister unter Präsident Giscard, mit dem Bestseller «Le Mal Français».

Das Buch ist über 500 Seiten lang und gibt eine umfassende Diagnose der französischen Probleme, als deren kardinales und schwierigstes der Verfasser den Zentralismus bzw. die erforderliche Dezentralisierung ansieht, an der immerhin ein de Gaulle gescheitert ist. Auf dieses Buch folgten mehr als ein halbes Dutzend Werke des gleichen Themas und ähnlichen Umfangs.

Diese Bücher erschienen nicht zu einem runden, aber zu einem historisch notwendigen Termin. Die Franzosen hatten in den vorherigen Jahren die einzelnen, bis dahin aus Gründen

der nationalen Hygiene verschwiegenen, übersehenden oder mit Rechtfertigungslegenden verhüllten Stadien ihrer jüngsten Geschichte – von der maginot-bedingten Niederlage über Vichy, Kollaboration, Epuration, Résistance bis zu Vietnam und Algerien – intellektuell in Buch, Aufsatz, Film, TV, aufzuarbeiten unternommen und suchten nun eine umfassende, selbst-deutende Standortbestimmung zusammen mit Zielsetzungen und Zukunftsblicken. Peyrefitte³:

Mein Buch hat nur ein Thema: Ist Frankreich von einer nachhaltigen Krankheit ergriffen – ja oder nein?

Keine Bewältigung

Die Deutschen haben mehr und Furchtbares aufzuarbeiten als die Franzosen. Ich sage bewusst nicht «bewältigen». Man kann Auschwitz nicht bewältigen, nicht den Rassenwahn, nicht die selbstverschuldete Teilung der Nation, nicht die Unterbrechung der historischen Kontinuität eines Volkes. Aber klar werden kann und soll man sich – aus gebührender Distanz – über das Geschehene und wohin es bis heute geführt hat. Dazu bedürfte es, mit Hegel zu reden, der «ungeheuren Anstrengung des Gedankens». Daran aber haben es die mit Foren und Kongressen, Rundfunksendungen und Diskussionsteilnahmen vielbeschäftigten deutschen Intellektuellen bislang fehlen lassen. Hermann Rudolph⁴ urteilt in einer der klarsichtigsten Abhandlungen:

Es ist kein Zufall, dass es kaum Versuche gibt, den Bogen der deutschen Geschichte oder Gegenwart in seiner ganzen problematischen Spannweite zu vergegenwärtigen. Altmanns

«Das Erbe Adenauers», Gross' maliziöse Durchmusterung der «Deutschen», Noltens anspruchsvoller, kaum je angemessen gewürdigter Versuch, in «Deutschland und der Kalte Krieg» die säkulare Lage Nachkriegsdeutschlands zu lokalisieren – das ist es dann schon in etwa. Die Wissenschaft, deren Geschäft das sein könnte, beschäftigt sich derweilen allenfalls mit dem Sammeln von Gesteinsproben.

So sind auch zwei Aufsatzsammlungen – herausgegeben von Josef Becker, Theo Stammen und Peter Waldmann bzw. Heinrich August Winkler – zu diesem 30-Jahre-Datum zu beurteilen. Einige jüngere Historiker und Politologen durchforschen in selbständigen, also voneinander unabhängigen, präzise formulierten und doch verständlich gefassten Einzelstudien Aspekte der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik.

– Von dem sich wandelnden internationalen System, in das die seit mehr als einem Jahrhundert lösungsbedürftige deutsche Frage gestellt ist, bis zu dem sozialökonomischen und nationalhistorischen Beitrag, den die Vertriebenen bei der glückten Eingliederung in die Gesellschaft der Bundesrepublik leisteten, eine der erfolgreichsten Seiten der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Rein journalistischen Ursprungs sind dagegen die beiden Bücher, die der einfallsreiche Roderich Klett herausgegeben hat, beides Sendereihen des Süddeutschen Rundfunks.

Diese Sammlungen von Beiträgen sind natürlich keine Bücher im eigentlichen Sinn. Oder positiv gewendet: sie verdeutlichen den Funktionswandel des Buches. Das geschriebene bzw. gedruckte Wort, das einst, Horaz zu-

folge, «beständiger als Erz» sein sollte, ist zur rasch vergänglichen Konsumware geworden. Ausgangspunkt aller Veröffentlichungen ist die immer wieder gemachte Beobachtung über den deutschen Selbstzweifel, oder, wie Sontheimer⁵ sagt:

... das offenkundige Missverhältnis zwischen der relativ ungebrochenen Funktionsfähigkeit und Stabilität der politischen Institutionen und dem kritischen Zustand des politischen Bewusstseins.

Damit ist freilich noch nicht ein Festpunkt oder eine Zukunftsvision gegeben, vergleichbar der des «Mal Français». Das gilt auch für die «Stationen». Die interessantesten Beiträge dieses Bandes sind die persönlicher Zeugenschaft. Die Autoren beleuchten historische Vorfälle, die sie selbst miterlebt haben. Betroffen, wie Matthias Walden⁶ den Mauerbau, «die Vivisektion Berlins», wie er schreibt:

Es war ein Sommer-Sonntag im August 1961. Das Telefon neben meinem Bett klingelte im Morgengrauen. Ein Kollege vom Sender Freies Berlin meldete sich. Er sagte nur einen Satz: «Aufstehen, die Kerle machen dicht.» Mit den «Kerlen» waren die Regierenden des SED-Regimes gemeint. Und «dicht machen» hieß: Berlin wurde abgeschottet, die Grenze verriegelt. Ich hatte das kommen sehen, aber die Mitteilung traf mich trotzdem wie ein Schock.

Höchst dramatisch, als sei er der Vermittler und die eigentliche Hauptperson, schildert Hans-Ulrich Kempinski⁷ Adenauers Moskau-Reise 1955.

Das Telefon läutete genau zehn Minuten vor Mitternacht. Nach einem sommerlich heißen, erlebnisreichen Tag in Moskau lag ich bereits im

Bett im ersten tiefen Schlaf. Es war am 7. Juni 1955. Ein deutschsprechender Mann forderte mich auf, sofort in die Hotelhalle zu kommen. Er sei, so sagte er, ein Beamter des sowjetischen Außenministeriums und habe mir eine wichtige Mitteilung zu machen. Der blasse junge Mann, dem ich wenige Minuten später in der Halle des Hotels National gegenüberstand, überreichte mir mit allen Merkmalen aufgeregter Feierlichkeit eine flache braune Mappe, auf der das sowjetische Staatswappen eingeprägt war. «Was ist das?» wollte ich wissen. «Dies», sagte der Mann, «ist die Einladung der Regierung der Sowjetunion an Bundeskanzler Adenauer, nach Moskau zu kommen.»

Von anderem Gewicht sind die Beiträge in Scheels Sammelband. Den Hauptteil bilden ernste wissenschaftliche Aufsätze bekannter Professoren: Baring, Hennis, Löwenthal, Ortlieb, Schwarz. Daneben stehen die Niederschriften zweier frei geführter Gespräche mit dem Bundeskanzler und dem Kanzlerkandidaten, die hauptsächlich interessant sind im Hinblick auf die Art, wie Schmidt und Strauss die Vergangenheit deuten; weiter einige persönliche Anmerkungen so differenter Zeitbeobachter wie Augustein, Horst Krüger und des Literaturhistorikers Hans Meyer, der die Bundesrepublik als Land ohne Juden, Land ohne Hauptstadt und Land ohne Aussenseiter definiert; sowie fünf Beiträge von Ausländern, darunter den Korrespondenten Terence Prittie und Fred Luchsinger, die den Weg der Bundesrepublik jahrzehntelang verfolgt haben. William Griffith⁸, Politologe am MIT, Boston, steuert eine besorgte Mahnung über den Zustand

der deutsch-amerikanischen Beziehungen bei:

Hinter den aktuellen politischen und wirtschaftlichen Streitfragen sind wachsende Entfremdung und Empfindlichkeit zwischen den Vereinigten Staaten und Westdeutschland zu spüren. Die aufstrebende westdeutsche Stärke und die relativ rückwärtige der USA erfordern Anpassungen, die emotional nicht leicht zu schaffen sind. Die Welt ist viel pluralistischer geworden und für die Vereinigten Staaten weniger auf Europa konzentriert. Der gegenseitige Reiseverkehr, Forschung und Interesse haben gegenwärtig nachgelassen. Die amerikanischen Kenntnisse der deutschen Sprache sind keineswegs gut. Die Generation der deutschen Emigranten in den Vereinigten Staaten, die so viel zum Verständnis Amerikas für Deutschland beigetragen hat, ist im Aussterben begriffen.

Zornige klagen

Gemeinsam ist diesen Texten, wie nicht anders zu erwarten, die objektive distanziert-kritische, aber im ganzen positive Einstellung zur Bundesrepublik. Von daher wird eine ernste Auseinandersetzung mit den modisch-oberflächlichen, denunzierenden Attacken gegen die in ihrer demokratischen Substanz angeblich gefährdeten Republik und äußerstensfalls ihre Aburteilung als faschistoider Polizei- und Schnüffel- oder kapitalistischer Ausbeuterstaat geführt. Die Themen sind klischehaft und wohlbekannt. In den «Stationen einer Republik» schreibt zum Beispiel der Schweizer Roman Brodmann⁹, unter dem Titel

«Von der APO zur RAF» (Rote Armee Fraktion), in bezug auf die Studentenunruhen und den Radikalenerlass:

Die als Polizeistaat beschimpfte Demokratie reagierte als Polizeistaat. Das war bei fast allen Demonstrationen von Studenten oder BürgerrechtlerInnen so, beim Ausbau der Personenüberwachung, beim Aufbau der computerisierten Staatsgewalt und beim Abbau der Verteidigungsrechte des einzelnen. Warum haben die führenden Männer der Bundesrepublik, die in Stunden ernster Prüfung die Gemeinsamkeit der Demokraten beschwören, sich nicht einmal solidarisch finden können beim gemeinsamen Beschluss, die böswilligen Behauptungen der Terroristen faktisch zu widerlegen? Warum ist Helmut Schmidt bei jeder Herausforderung nichts anderes eingefallen als die Härte, die er sich und seinen politischen Widersachern auf der rechten Hälfte des bundesdeutschen Spektrums glaubte schuldig zu sein? Warum verliert eine Demokratie in Zeiten der Prüfung und der Selbstbehauptung demokratische Substanz?

Axel Eggebrecht¹⁰, der phantasievolle, auch mit 80 stets anregende und angriffslustige Publizist, legt Betrachtungen «zorniger alter Männer» vor – auch dies eine Sendereihe (NDR).

Wir Männer der ersten Stunde grienten schon ein Jahrzehnt nach Hitler in eine missliche Lage: Wir kamen uns fremd vor in diesem unserem Staat, von dem wir uns doch so viel erhofft hatten. Die Fakten mehrten sich, die unserer Enttäuschung immer neuen Antrieb lieferten.

Inhaltlich richten sich die zornigen

Klagen gegen die bekannten, von der Linken angeprangerten Geburtsfehler, Missstände und Fehlentwicklungen der Bundesrepublik. Die Darlegungen sind weitgehend Wiederholungen, kaum Fortschreibungen der schon häufig formulierten und publizierten Kritik und Polemik gegenüber den Erwartungen nach 1945. Natürlich sind die Aufsätze und Interviews höchst unterschiedlich in Qualität und Gewicht. Der eindringliche Jean Améry¹¹ beispielsweise beweist eine fast exhibitionistische intellektuelle Ehrlichkeit, wenn er, ohne sich zu schonen, seine Bewertungssirrtümer eingesteht.

Wir waren blind auf dem linken Auge.

Graf von Baudissin bleibt auch bei schärfster Gegnerschaft loyal, berücksichtigt auch bei Kritik die Argumente des Kritisierten. Bei anderen stößt man auf das zornige Schwarzweissbild, das bewusstermassen durch Gegenüberstellung von utopischen Entwürfen mit der tatsächlichen Entwicklung entsteht. Eggebrechts berühmtes utopisches Hörspiel «Was wäre wenn ...» steht im Hintergrund. Die Autoren fühlen sich dem Staat, in dem sie leben, fern.

Bis ins Abstruse übertreibt diesen Gedanken der Entfremdung ein Fünfundzwanzigjähriger, der in der Zeitschrift L 76 kürzlich dieses Gefühl so ausdrückte¹²:

Wir haben uns diesen Staat nicht ausgesucht.

Am liebsten würden diese Kritiker sich das Recht ausbedingen, sich auch Vater und Mutter selbst auszusuchen. Rudolf Augstein¹³, mittlerweile auch auf die 60 zugehend, aber stets den widerspenstigen Thesen der Jugend

nachhängend, schreibt – des bon mots willen, nicht in Konsequenz seiner Gedanken – zum Schluss seiner kurzen biographischen Anmerkung in dem Scheel-Buch:

Jungen und interessierten Leuten plausibel zu machen, dass sie in einem Rechtsstaat leben, das ist generell nicht mehr drin. Das kann doch nicht allein die «Schuld» dieser jungen Leute sein? Sonst, dies mein nicht sehr origineller Vorschlag, wählen wir uns halt eine andere Jugend.

Der verständige, die Meinungen breiter bürgerlicher, also auch Arbeiterschichten artikulierende Horst Krüger¹⁴ dagegen bekennt, dass er nach anfänglichen Zweifeln die Bundesrepublik zu bejahren gelernt habe. Trotz aller sich immer wieder erhebender Kritik –

– Es gehört für mich zu den merkwürdigsten Zeitphänomenen, die ich kenne, wie schnell diese Jahre des Terrorismus bei uns wieder vergessen wurden. Sind ihre Ursachen wirklich bewältigt? Ich fürchte, sie sind nur verdrängt.

– trotzdem, schreibt Horst Krüger zusammenfassend:

... es darf doch gesagt werden zum Schluss? Ich komme gern in dieses Land zurück. Es ist mir nicht fremd. Es hat sich in den letzten Jahren sogar ein Gefühl von Zuhause eingestellt. Zuhause sein heisst nicht, alles gut und schön finden. Zuhause kann es sehr heftige Auseinandersetzungen geben. Die grössten Kräche finden bekanntlich zu Hause am heimischen Herde statt. Zuhause heisst nur: hier ist dein Grund. Hier gehörst du hin. Zuhause sein heisst, eine Heimat haben. Hier willst du leben. Hier wirst du sterben.

Kritik an Parteien

Die spezifischen Gründe des viel berufenen Unbehagens suchen die Autoren jeweils auf ihren eigenen Studiengebieten, Karl Dietrich Bracher¹⁵ zum Beispiel im Parteienwesen.

Der Haltung der demokratischen Parteien kommt hier entscheidende Bedeutung zu. In der Tat ist die Schwäche und Nachgiebigkeit, die in der SPD und in der FDP gegenüber Tendenzen der Unterminierung und Aushöhlung des Demokratischutes um sich greift, Symptom eines Wandels: nicht das Parteiensystem selbst, aber der innere Zustand der Parteien, ihre Veränderung durch extremistische Unterwanderung wird zum Problem.

– Viele der systemkritischen Ideen und Aktionen zur «Änderung» von Staat und Gesellschaft, die nun mit neomarxistischer Stoßrichtung gegen die bisherige «Restaurierung» einer «spätbürgerlichen» und «spätkapitalistischen» Ordnung der «repressiven Toleranz» aufgeehrten, krankten freilich daran, dass sie das alte abstrakte Staatsverständnis durch ein nicht minder abstraktes und einseitiges Demokratieverständnis ersetzen.

Man kann auch utopistischen Demokratiebegriff sagen, der bei dem geringsten, unvermeidlichen Missstand die Notbremse der tabula rasa und einer neuen Gesellschaft zieht.

Dabei bedienen sich die Parolen einer Basis- oder «Fundamental-demokratisierung», unter Hinweis auf unbestreitbare Mängel innerparteilicher Demokratie in den «etablierten» Parteien, jener klassischen Argumente totalitärer Denunziation,

die rechte wie linke antide mokratische Bewegungen schon vor und nach dem Ersten Weltkrieg hervorgebracht hatten: man denke an die Sympathien der «neuen Linken» für Robert Michels oder Carl Schmitt, jene scho- nungslosen Totalkritiker demokrati- scher Parteien und Parlamente im Vorfeld des Faschismus und National- sozialismus. Ein perfektionistischer Utopismus freilich, ob einst im Namen des totalitären Machtstaates oder nun wieder der totalitären Demokratie Rousseauscher oder Marxscher Prä- gung, erscheint in Wahrheit nicht we- niger unpolitisch als jenes periodische Schwanken zwischen Staatsenthaltung und Staatsverherrlichung, das so lange die deutsche Tradition belastet hat.

Wilhelm Hennis¹⁶, der Freiburger Politologe, führt diese Überlegung mit der Theorie fort, dass den von progressistischer Seite stets geforderten Regierungsalternativen die geistige oder soziale Verwurzelung fehlt. Eine fatale Tendenz zur Dramatisierung und Theatralik sei die Folge. In Wirk- lichkeit wisse jeder Politiker, dass es nicht um Alternativen, sondern um Lösung von Aufgaben gehe.

Es ist schon eine grosse Leistung, nur eben so über die Runden zu kom- men, den Schaden, den sich die mo- derne Gesellschaft ständig selbst zu- fügt, so klein wie möglich zu halten. Statt wechselseitig anzuerkennen, dass Schadensabwendung schon eine grosse Leistung ist, stacheln sie sich zu Lei- stungen an, die die Kraft des Gemein- wesens überfordern. Konflikte gibt es in jeder freien Gesellschaft; sie einzu- dämmen, sie soweit möglich beizu- legen, ist die selbstverständliche, un- diskutierbare Aufgabe aller Politik. Entgegen besserem Wissen haben sich

die Politiker der Bundesrepublik ein normatives «Konfliktmodell» auf- reden lassen, das es ihnen immer we- niger erlaubt, das zu tun, was eigent- lich ihres Amtes ist: auch den inneren Frieden des Gemeinwesens zu fördern, die Eintracht zu stärken.

Demokratische Politik heisst nach Hennis nicht Kampf rivalisierender Zielsetzungen wie die Reformpolitiker wollen, sondern Ordnungsgestaltung und Ordnungssicherung. Kurt Sontheimer¹⁷ widmet den Folgen dieser antithetischen Entwicklung eine eigene Schrift, in der er den Kult des Negativismus und totalen Kritizismus vieler Intellektueller, die larmoyante Verlagerung der Verantwortung für die wirklichen oder eingebildeten Missstände auf die Väter des Staates, die «Mächte», die «Verhältnisse», die Gesellschaft beklagt und dagegen die Verteidigung der Republik fordert.

Das Grundgesetz ist eine gute Ver- fassung. Sie soll so bleiben. Wir brau- chen keine andere Republik; wir ha- ben bereits eine, die lebensfähig zu erhalten den Einsatz unserer besten Kräfte lohnt.

Der Grundkonsens

Auf tiefere historische und gesichtsphilosophische Ursachen führt Richard Löwenthal¹⁸ die vielfältigen skeptischen und pessimistischen Be- kundungen, die Proteste gegen die etablierten Gesellschaftskräfte oder das resignierte Ausscheren aus der überkommenen Ordnung zurück. Deutschland ist ein hochmodernes In- dustrieland geworden, ohne eine de- mokratische Revolution durchgemacht zu haben. Das hat ...

... die enorme Zunahme der Bedeutung des Funktionierens der staatlichen Verwaltungsapparate, damit aber der formalen Kontinuität der staatlichen Ordnung, für das Alltagsleben der Bürger einer Industriegesellschaft – und zwar ganz besonders in Krisenzeiten oder im Augenblick einer Niederlage im Krieg – bewirkt.

Daraus ergab sich ein Anti-Chaos-Effekt und die bereitwillige Anpassung der Deutschen an die neue westliche demokratische Lebensform. Erfolg nach 1945: Ein breiter Grundkonsensus in der Anerkennung und Verteidigung dieser Ordnung.

Insbesondere hat sich dieser Konsens auch in den beiden Phasen bitterer innenpolitischer Polarisierung um aussenpolitische Grundscheidungen – der Einbindung der Bundesrepublik in Westintegration und atlantisches Bündnis gegen den Widerstand der Sozialdemokratie in den Anfangsjahren, und der Entschärfung der deutschen Sonderkonflikte mit dem Sowjetblock auf der sicheren Basis dieser Einbindung durch die Regierung Brandt gegen den Widerstand der CDU/CSU – bewährt: In beiden Fällen hat es jahrelange, bittere Debatten bis hin zum Verfassungsprozess, aber keine Verfassungs- und Staatskrise gegeben, weil die jeweils unterlegene Partei den bindenden Charakter der einmal legitim gefallenen Entscheidung nicht bestritt.

Aus der Konstituierung und Verwurzelung eines wenn auch national defizitären Staatswesens folgt aber nicht schon das Bewusstsein einer nationalen Identität. Das gilt insbesondere für die Jugend, die sich von dem hauptsächlich durch den wirt-

schaftlichen Aufbau und Aufschwung begründeten Staat distanzierte, der – nicht zu Unrecht – als Konsumstaat bezeichnet und diffamiert wurde.

Diese romantische Sehnsucht nach Innerlichkeit und Gemeinschaft war ein zu tief sitzender Bestandteil der deutschen geschichtlich gewordenen Eigenart, als dass sie auch in der «verwestlichten» Bundesrepublik hätte plötzlich aufhören können, ein potentieller Faktor ihrer weiteren Entwicklung zu sein. – Die Wiederkehr des Verdrängten in der deutschen Form der Jugendrevolte äusserte sich nun keineswegs in einer Wiedergeburt des deutschen Nationalismus und auch nur ausnahmsweise in einem offenen Verlangen nach einer autoritären, nichtdemokratischen Obrigkeit – dafür war die Nachwirkung der Katastrophe und die abschreckende Wirkung des kommunistischen Regimes im Osten zu stark. Sie zeigte sich jedoch in der an Bewegungen der Weimarer Periode gemahnenden starken anti-westlichen Note, die in der Kritik der deutschen «Neuen Linken» am Materialismus der «spätkapitalistischen» Konsumgesellschaft mitschwang, und in dem antiautoritären Affekt des neudeutschen Antikonformismus, in dem der andere Pol des alten romantischen Syndroms von äusserer Unterordnungsbereitschaft und konventionsfeindlichem extremem Individualismus wieder zum Vorschein kam. – Diese jungen Menschen waren keineswegs Agenten der SED-Diktatur, die sie verabscheuten, aber sie waren nicht durch die lange «Verwestlichung» der Bundesrepublik gegangen und träumten unklar von einer Synthese zwischen politischer Freiheit und wichtigen Elementen

der neuen Lebensform des kommunistischen Ostens.

Daseinsverfehlungen?

Wenn man die selbstkritischen Ausserungen aneinanderreihrt, die die Bundesrepublik während der 30 Jahre ihres Bestehens begleitet, so kann man sie einen – wenigstens von den Zeitbeobachtern – ungeliebten Staat nennen. Hermann Rudolph¹⁹ konstatiert:

Die Geschichte der Bundesrepublik ist eine Erfolgsgeschichte. Aber zugleich ist sie die Geschichte eines immer wieder prekär gewordenen Verhältnisses zu sich selber.

Und er schliesst die Frage an:

Woher die Denkmäler zögernder Nachdenklichkeit, die den Weg der Republik säumen? Weshalb die vielen händeringenden Inschriften an den Stationen ihres Aufstiegs? Und warum immer wieder die Anziehungs kraft ihrer strahlendsten Fassaden für rüde Sgraffiti?

Rudolph zählt die beklemmenden Charakterisierungen durch die drei Jahrzehnte hindurch auf, die den einzigen Vorteil haben, dass sie die ruppige Ablehnung der heutigen Jugend relativieren. Man denkt manchmal, immer neue Variationen des bissigen Wortes von Ernst Niekisch über die deutsche Daseinsverfehlung zu hören. Obwohl die Identitätsfrage erst in den sechziger Jahren auftaucht, liest man schon in den fünfziger Jahren:

Margret Bovery über die Bundesrepublik: Ihr grösster Fehler ist, dass sie gegründet wurde.

Paul Sethe: Eine Republik der ver säumten Gelegenheiten.

Horst Mönnich: Ein Land ohne Träume.

Norbert Mühlen: Notizen aus dem Neon-Biedermeier.

In den sechziger Jahren registriert Friedrich Sieburg den ihm paradox erscheinenden Umstand ...

... dass am gefährlichsten Punkt der Welt die unbekümmertsten Menschen zuhause scheinen, dass das schmale Niemandsland zwischen den beiden Fronten des Kalten Krieges den Anblick einer sorglosen, egoistischen und fast stabilen Lebensform bewahrt.

Rüdiger Altman:

Die Bundesrepublik blieb in einem seltsam gebrochenen Verhältnis zu sich selbst: ein florierender Status quo, aber umwittert von unübersehbaren Verengungen und Verdrängungen, ein bemerkenswertes Selbstbewusstsein, aber in der schützenden Hülle eines ausgeprägten politikflüchtenden Konformismus, ein Staat, freier und gerechter als jeder andere vor ihm, aber ein «Staat ohne geistige Schatten».

In den siebziger Jahren erreichen die Beschreibungen die Dimension des Monströsen. Dennoch kommt Rudolph zu einem eher beruhigenden Urteil – und zwar als Folge der Ostpolitik und Anerkennung der DDR, durch die die Bundesrepublik nach Brandts Worten sich selbst anerkannt hat.

Jedenfalls ist das Selbstgefühl ihrer Bürger im Hinblick auf den staatlich-politischen Umriss der Bundesrepublik durchaus jenseits aller Undeutlichkeiten. – Wenn sie gleichwohl immer wieder als Selbstzweifel zu Tage treten, so hat das weniger damit zu tun, dass sie keine hinlänglich deut-

liche Identität besitzt, sondern eher damit, dass diese zu eng, zu resignativ, zu verkrampft gefasst ist.

Dahinter erkennt Rudolph die Frage nach dem Geschichtsverständnis und der Identität der Bundesrepublik.

Ob man das als Aufgabe einer Doppel-Identität versteht, einmal mit dem Staatswesen Bundesrepublik, zum anderen mit dem sie überwölbenden Gedanken der Nation, wie das der Münsteraner Historiker Kosthorst gefordert hat, kann man dahingestellt sein lassen. Sicher ist aber, dass sie nur dann zu einem stabilen Verhältnis zu sich selbst gelangen wird, wenn dieses Raum lässt für die Verarbeitung aller der Vergangenheiten, historisch-geographischen Lagen und kulturellen Elemente, die am deutschen Grundstoff mitgeknetet haben.

Mit dem Identitätshinweis ist der archimedische Punkt des Unbehagens und der Selbstzweifel der Deutschen ausgemacht. Aber es fehlt die daraus folgende Theorie, die die kohärente Zuordnung und Erklärung der vielfältigen damit zusammenhängenden Erscheinungen erlauben würde: so weit ist die deutsche Diskussion noch nicht.

Es liegt nahe, Auskunft hierüber bei Ausländern zu suchen. Fremddeutungen haben vor Selbstdeutungen den Vorteil der Distanz und grösseren Objektivität. Dabei gilt freilich die Einschränkung von Klaus Mehnert²⁰:

Die Frage, wer wir denn eigentlich sind, wird nur in der weissen Welt der nördlichen Halbkugel gestellt, von den Völkern also, mit denen wir Krieg geführt haben oder die unsere Bundesgenossen waren und die dies aus den verschiedensten Gründen (man denke

an Italien) nicht mehr wahrhaben wollen.

Der Vollständigkeit halber ist auf das – missglückte – Buch von Haas-Heye (Hrsg.) hinzuweisen, das sich dieser Frage angenommen hat.

Da viele Beiträge aus der Feder mehr oder weniger offizieller Persönlichkeiten – vom Botschafter a. D. bis zum Leiter deutscher Institute – stammen, sind ihre Äusserungen diplomatisch gefiltert, auf gute Staatenbeziehungen bezogen. Trotz einzelner interessanter Beobachtungen, die insbesondere ein Licht auf die fremden Länder werfen, findet sich zuviel Bekanntes, Konventionelles, unverhüllt Lobpreisendes.

Schwieriges Vaterland

Das einzig umfangreiche Werk aus einem einheitlichen Konzept heraus ist eine Bilanz, die nicht so sehr Rückblick als Gegenwartsbeschreibung und Prognose ist und die als Standardwerk empfohlen wird:

Martin und Sylvia Greiffenhagen: Ein schwieriges Vaterland – Zur politischen Kultur Deutschlands. In dem umfangreichen Materialanhang sind hauptsächlich Ergebnisse demoskopischer Befragungen enthalten.

Das unter dem aus Amerika importierten Begriff «politische Kultur» alle aktuellen Themen behandelnde Buch gründet seine Überlegungen auf Meinungsbefragungen, deren Problematik bekannt ist. Der Objektivitätsanspruch – «so denken die Leute, damit müssen die Politiker rechnen» – täuscht; jedes Ergebnis bedarf der Interpretation. Minderheiten beispielsweise, zahlenmässig quantité négligea-

ble, mögen – nicht nur Lenin zeigte es – ihrer dynamischen Qualität nach höchst bedeutsam sein. Martin und Sylvia Greiffenhagen²¹ sind nun nicht schüchtern beim Interpretieren. Am Ende des Buches bekennen sie:

Bei manchem Leser wird sich von Kapitel zu Kapitel fortschreitend der Eindruck verstärkt haben, unsere Beurteilung der Politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland leide unter einem gewissen Widerspruch. Auf der einen Seite führen wir empirische Befunde über wachsendes Demokratiepotential und eine allgemeine Abkehr von traditionellen deutschen politischen Mustern vor. Auf der anderen Seite werden solche Politiktraditionen aber häufig als Hemmnisse für eine demokratische Entwicklung in der Bundesrepublik aufgewiesen. Optimismus hier, Skepsis dort.

Der Eindruck der Widersprüchlichkeit verstärkt sich insofern, als die Autoren trotz der positiven Befragungsergebnisse ihre skeptischen Urteile gutenteils auf subjektive Eindrücke und Meinungen der Republik gegenüber kritisch eingestellter Intellektuellen stützen. Die Greiffenhagen erklären, dieser Widerspruch liege in der Natur der Sache. In Wahrheit werden diese Urteile nur als Erhärtungszitate benutzt, denen keine Beweiskraft innewohnt, denn die entgegengesetzten liegen in jedem Zettelkasten. Zeitgeschichte als Wissenschaft ist wegen fehlender Distanz und gefährdeter Objektivität ein heikles Geschäft. Wissenschaftliches Vorgehen beruht jedoch auf zwei Imperativen. Erstens muss der Stoff erschöpfend und nach objektiven Kriterien, also nicht parteiisch, durch-

forscht werden; zweitens muss der Verfasser einen Standpunkt haben, eine übergreifende «Philosophie», aus der er die vielfältigen Ereignisse ordnet und bewertet. Solch ein Standpunkt wird vielfach mit «Engagement» und Interesse verwechselt. Reformeifer, Progressivität oder Konservatismus sind keine unabhängigen, jenseits des politischen Gegenstandes angesiedelten Standpunkte, sondern oft wissenschaftlich verkleidete Parteinahmen. Daran nimmt die Wissenschaft Schaden.

Die Sympathie der Greiffenhagen ist stets auf Seiten der Jugend, der Fortschrittlichen, der Reformer – aber nicht im Sinne des wahren Konservativen, der aus dem Wissen, dass Geschichte Bewegung ist, die Veränderung gutheisst, sondern im Sinne des reformerisch Planenden, notfalls utopisch-revolutionäre Gewalt Rechtfertigenden. Ungeachtet dieser Prinzipienkritik vermittelt das materialreiche und übersichtlich gegliederte Buch zahlreiche interessante Aspekte, insbesondere im Blick auf die Veränderungen zu einer postmaterialistischen, nachbürgerlichen Gesellschaft hin.

Der Vertiefung und Ergänzung dieser Bilanz im Hinblick auf die politische und insbesondere rechts- und verfassungspolitischen Grundfragen bietet sich folgende kurze, aber inhaltsreiche und nachdenkliche Schrift von Martin Kriele über die Legitimitätsprobleme der Bundesrepublik an²², dem die aktuelle politische Diskussion den nützlichen Begriff «politische Aufklärung» verdankt. Er interpretierte schon 1977 das Unbehagen der Bundesrepublik an Hand folgenden Gegensatzes:

Für die staatsbürgerliche Identifikation mit Bundesrepublik und Grundgesetz waren in den vergangenen zehn Jahren zwei Tendenzen kennzeichnend: Festigung des Staatsbewusstseins und Verunsicherung des Verfassungsbewusstseins.

Der Verfasser erläutert das so:

Einerseits bedeutete die Anerkennung der DDR als Staat zugleich die Selbstanerkennung der Bundesrepublik. Wir sind kein Provisorium mehr, die Letztverantwortung liegt nicht mehr bei den Westmächten, sondern bei uns selbst, die Entwicklung zur staatlichen Souveränität ist abgeschlossen. Anderseits fiel die Festigung des Staatsbewusstseins zeitlich zusammen mit Legitimitätszweifeln, die sich sowohl links wie auch rechts auf die Unsicherheit in der Frage zurückführen liess, ob das politische System oder das Wirtschaftssystem die Basis von Demokratie und Freiheit ist.

Zugespitzt:

Wogegen ist man unbedingt und in erster Linie – gegen die Diktatur oder gegen den Kapitalismus?

Krieles Analyse:

Die Quintessenz dieser Jugendbewegung war das Bestreben, den Gegensatz Demokratie / Diktatur aus der Rolle des politischen Fundamentalkonflikts zu verdrängen und durch den Fundamentalkonflikt Sozialismus / Kapitalismus zu ersetzen. – Die Legitimität der Bundesrepublik aber beruht auf der Selbstverständlichkeit, mit der unsere politische Grundentscheidung und die verfassungsgestaltende Grundentscheidung der Bundesrepublik identisch sind: nämlich den demokratischen Verfassungsstaat als das Erbe des mehr-

hundertjährigen aufklärerischen Kampfes aufzubauen und festzuhalten, und zwar auch – und erst recht – wenn man Sozialismus will, weil der demokratische Verfassungsstaat eine Mindestvoraussetzung jedes wirklichen, d. h. auf mehr Brüderlichkeit anstatt auf mehr Herrschaft gerichteten Sozialismus ist.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf die anlässlich der 30 Jahre willkommene, aber nicht dafür verfasste Schrift von Klaus von Beyme, die eine vorzügliche Institutionenlehre, zugleich ein objektiver, überlegen geschriebener, soziologisch fundierter Überblick über die politische Kultur, das Parteiensystem, die Eliten, insbesondere die Berufspolitiker und das Beamtentum, und Studenten als Einführung zu empfehlen ist.

Und noch ein Nachtrag:

An den zehn besprochenen Büchern haben 86 Autoren mitgewirkt: 81 Männer und 5 Frauen.

Peter Coulmas

¹ Die Zeit, 15. 6. 1979, S. 34. – ² Scheel, S. 13/14. – ³ Peyrefitte, S. XIII. – ⁴ Scheel, S. 129. – ⁵ Sontheimer, S. 11. – ⁶ Stationen, S. 113. – ⁷ Stationen, S. 77. – ⁸ Scheel, S. 205. – ⁹ Stationen, S. 199/200. – ¹⁰ Eggebrecht, S. 22/23. – ¹¹ Eggebrecht, S. 264. – ¹² L 76, Nr. 12, S. 44. Klaus Pokatzky, Die Kinder der Republik. – ¹³ Scheel, S. 245. – ¹⁴ Scheel, S. 253, 255. – ¹⁵ Scheel, S. 41, 42. – ¹⁶ Scheel, S. 67/68. – ¹⁷ Sontheimer, S. 12. – ¹⁸ Scheel, S. 71, 79, 89/90. – ¹⁹ Scheel, S. 128/129, 133, 136, 142/43. – ²⁰ Stationen, S. 208. – ²¹ Greiffenhagen, S. 318/19. – ²² Kriele, S. 7/8.

Besprochene Bücher

Roderich Klett (Hrsg.): «Reden auf die Republik». Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

- Roderich Klett und Wolfgang Pohl (Hrsg.): «Stationen einer Republik». Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Johannes Haas-Heye: «Im Urteil des Auslands – Dreissig Jahre Bundesrepublik». C. H. Beck (BSR 194), München.
- Kurt Sontheimer: «Die verunsicherte Republik – Die Bundesrepublik nach 30 Jahren». Serie Piper 189, München.
- Klaus von Beyme: «Das politische System der Bundesrepublik Deutschland – Eine Einführung». Serie Piper 186, München.
- Martin und Sylvia Greiffenhagen: «Ein schwieriges Vaterland». List-Verlag, München.
- Walter Scheel (Hrsg.): «Dreissig Jahre Bundesrepublik». Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart.
- Axel Eggebrecht (Hrsg.): «Die zornigen alten Männer». Rowohlt Verlag, Hamburg.
- Martin Kriele: «Legitimitätsprobleme der Bundesrepublik». C. H. Beck, München.
- Josef Becker / Theo Stammen / Peter Waldmann (Hrsg.): «Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen Kapitulation und Grundgesetz». Wilhelm Fink Verlag, Uni-Taschenbücher 854, München 1979.
- Heinrich August Winkler (Hrsg.): «Politische Weichenstellungen im Nachkriegsdeutschland 1945–1953». Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 6, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 1979.

HINWEISE

Schauspieler über sich selbst

Eine Gattung für sich: die Schauspieler-Memoiren. Es scheint, dass die berühmten Größen von Bühne und Leinwand, weil sie ihrem Beruf gemäss mit vielen Leuten in Kontakt kommen und meist auch weit in der Welt herum, in reiferen Jahren die Verpflichtung verspüren, darüber der Nachwelt zu erzählen. Doch zeigt sich dabei meist nur, dass wesentlich mehr als Anekdotisches nicht zu berichten ist. Es handelt sich nicht etwa um das Problem, dass Schauspieler in der Regel keine Schriftsteller sind. Niemand kann das von ihnen verlangen. Sonstern es ist vielmehr um den Beruf des Schauspielers so eigenartig bestellt, dass die Rollen, die Kollegen, die

ganze Welt des Theaters wichtiger sind als alles andere. Und so kann dann einer, der tiefer darüber nachdenkt, über seine Memoiren den melancholischen Titel setzen: «Das Leben verspielt».

Ernst Schröder, «Das Leben verspielt»

Selbst ein so bewusst, kritisch und intellektuell seinen Beruf reflektierender Schauspieler wie *Ernst Schröder* entgeht nicht völlig der Täuschung, es sei, was er auf Proben, beim Essen mit Leonard Steckel, auf Tourneen und in grossen Rollen (wie beispielsweise dem Dritten Richard von Shakespeare, mit dem er in Zürich grossen Erfolg

hatte) erlebt hat, nicht nur private Erinnerung, sondern ein Mosaiksteinchen Zeitgeschichte und darum mitteilenswert. «Es war eine glückliche Zeit», sagt er über die Proben dazu, spricht vom «unvergleichlichen Teo Otto», registriert den Applaus nach dem ersten Monolog des Richard und zitiert die ihn betreffenden lobenden Stellen aus zwei Kritiken. Wesentlich und interessant wird sein Buch immer da, wo er sich kritisch zu Fragen des Theaterlebens, etwa zur Problematik des Verhältnisses von Schauspieler und Kritiker äussert. Der gleiche Mann, der sich nicht scheut, ein paar Sätze aus Zürcher Tageszeitungen zum Beleg für seine Wirkung anzuführen, weiss sehr wohl, wie wenig Beweiskraft darin liegt. Und was die Vorurteile betrifft, die er den Theaterkritikern vorwirft, muss man nur den letzten Abschnitt jenes kurzen Kapitels über Kritik lesen, um einem grandiosen Schauspieler-Vorurteil zu begegnen . . .

Trotzdem: ein anregendes Buch, ganz anders in mancher Hinsicht als die üblichen Schauspieler-Memoiren. Wir erfahren von Schröders Ausbildung, seinen Berliner Jahren, seinen Erfahrungen als «Festspieler» und seinen Zürcher Jahren, auch von seiner Filmarbeit. Mit dem Maler Varlin, dessen Schröder-Porträt auf dem Umschlag reproduziert ist, war er befreundet. Das Landhaus in der Toskana, wohin er sich zurückzieht, so oft er kann, und wo er heute lebt, ist Schauplatz einer Filmskizze «Lier in der Toskana», des Versuchs, Shakespeares Tragödie in die Gegenwart zu verpflanzen. Die Problematik des Schauspielers, der sich immerzu Leben borgt und anverwandelt, wird im-

mer wieder aufgegriffen und neu bedacht. Das macht den Wert dieses Buches aus (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978*).

*Elisabeth Bergner,
«Bewundert viel und viel
gescholten»*

«Unordentliche Erinnerungen» nennt *Elisabeth Bergner* ihre Memoiren und meint damit vor allem, dass sie nicht schön der Reihe nach berichtet, sondern wie es ihr eben in den Sinn kommt, mal von Berlin, mal vom Film, mal Privates und dann wieder Kulturgeschichtliches durch die Brille der berühmten Schauspielerin. Mit fünfzehn Jahren wurde sie ins Reinhardt-Seminar aufgenommen. Nach einer Spielzeit in Innsbruck kam sie 1916 ans Stadttheater Zürich, 1920 nach Wien und 1921 an die Münchner Kammer spiele. Auch Berlin ging ihr als weiteres Wirkungsfeld auf, und von 1922 an beginnt dann ihre grosse Berliner Zeit. Alle ihre wichtigsten Filme hat sie unter der Regie ihres Gatten Paul Czinner gedreht, darunter «Fräulein Else» mit Albert Steinrück, «As you like it» mit Laurence Olivier und «Stolen Life» mit Michael Redgrave. Sie war in ihrer Zeit und für ihre Zeit ein Idol. «Eine vergeistigt-zarte, sublimierte Weiblichkeit», so charakterisiert ein Film-Lexikon ihr Wesen, andere sprechen von einer Elfe. Gefühl und Nerven jedenfalls waren ihre Instrumente. Aber das Geheimnis ihrer Wirkung kann nicht durch äussere Beschreibungen ihrer Kunst gelüftet werden; es liegt in der einzigartigen Persönlichkeit dieser Schauspielerin, die auch in den «unordentlichen Erinne-

rungen» zum Ausdruck kommt. «Abgrund und Himmel des Menschenmöglichen», – kein geringerer als Siegfried Melchinger greift zu so starken Worten, wenn er andeuten möchte, was Elisabeth Bergners Schauspielkunst zu erreichen vermochte (*C. Bertelsmann Verlag, München 1978*).

Gründlichkeit in allem, was sie tut, Zuverlässigkeit – eigentlich Eigenchaften, die der Tochter eines preussischen Offiziers ja wohl anstehen. Was die Zeit in ihr sah und sieht, geht jedoch über die erstaunliche Leistung dieser Frau hinaus. Ein Mythos wird nicht gemacht. Er ist gegeben (*C. Bertelsmann Verlag, München 1979*).

*Marlene Dietrich,
«Nehmt nur mein Leben»*

Sie sei tapfer, schön, zuverlässig und gerecht, liebenswürdig und grosszügig – und sehe am Morgen in einem GI-Hemd, Hosen und Soldatenstiefeln genausogut aus wie am Abend oder auf der Leinwand; das hat Hemingway von ihr gesagt. Und André Malraux: Sie ist nicht eine Schauspielerin wie Sarah Bernhardt; sie ist ein Mythos wie Phryne. Jetzt also hat sie ihr Leben erzählt, «um die Dinge richtigzustellen», sagt sie im Vorwort. Es seien viele Unwahrheiten über sie veröffentlicht worden. Hier also schreibt sie auf, wie sie sich selber sieht. Es ist eine Lebensgeschichte, die vielleicht ernüchtert, die jedenfalls nicht Traumphantasien befriedigt. Harte Arbeit,

«Aufzeichnungen einiger Tage»

Von Hans Bender, dessen Romane und Erzählungen in den fünfziger Jahren mit Recht Beachtung fanden und der als Herausgeber der Zeitschrift «Akzente» der deutschen Gegenwartsliteratur über Jahre hinweg ein Forum geschaffen hat, sind unter dem Titel «*Einer von ihnen*» Aufzeichnungen erschienen, tagebuchartige Notizen, die manchmal ins Aphoristische übergehen. Lektüre, Kulturbetrieb, Freunde, immer auch Sprachkritik und Reflexion sind in dem Bändchen gegenwärtig, das zu Hans Benders 60. Geburtstag im *Carl Hanser Verlag* herausgekommen ist (München und Wien 1979).